

Zum Frieden der Welt durch die Religionen der Welt

In Tokio hört man, auch ohne Politiker zu sein, wohl deutlicher als in irgend einer andern Stadt der Erde den schweren Gang des Völkerschicksals. Was in europäischen oder amerikanischen Büchern und Zeitschriften über die unheilvollen Spannungen zwischen den Staaten gesagt wird, lesen wir auch hier. Aber lebendiger als in Amerika und Europa hat man hier das Gefühl, mitten in einem Kreise riesenhafter Gefahrenherde zu stehen. Wir sind Zeugen, wie die junge, militärisch hochentwickelte Großmacht Japan auf allen Seiten vergebens Land für die unaufhörlich steigende Bevölkerung sucht. Wir sehen mit bangen Augen die Wirkungen des kostspieligen Ausbaues der Flottenbasis von Singapore, die das menschenleere Australien für die weiße Rasse freihalten soll. Wir beben unter dem Widerhall der grollenden Bewegungen, die Indien und China erschüttern. Wir sind besorgte Nachbarn der unruhigen Sowjetrepubliken. Und wir hören wie eine drohende Mahnung das Rauschen des gewaltigen Ozeans, von dessen anderem Ufer sich der mächtigste Wirtschaftskörper der Welt unerbittlich fordernd nach den asiatischen Märkten reckt. Vielleicht ließe sich deshalb gerade von Tokio aus mit besonderer Klarheit und Eindringlichkeit über die Weltfriedensfrage sprechen, die so düster auf allen edeln Gemütern lastet. Ich will wenigstens versuchen, die Vorteile meines Standortes so gut, wie ich kann, für das Wohl der Menschheit auszunutzen. Auf Grund meiner hiesigen Beobachtungen möchte ich die noch kaum gewürdigte Wichtigkeit nachweisen, die eine Zusammenarbeit aller großen Religionen für den Frieden der Welt gewinnen könnte, und ich möchte zeigen, wie sich diese Zusammenarbeit zur Rettung unserer schwer gefährdeten Zukunft anbahnen läßt.

Daß in der heutigen Weltlage Keime furchtbarer Kriege gären, leugnet niemand. Überall stehen starke Interessengruppen einander in Kämpferstellung gegenüber. Die Rechtsfrage wird ja gewiß von beiden Teilen erörtert, aber praktisch bei den wichtigsten Entscheidungen allzu leicht hinter die Machtfrage zurückgestellt. Verlegtes Nationalempfinden will oft nicht einmal hören, daß der gestörte Rechtszustand sich vielleicht auch ohne einen Rachekrieg wiederherstellen läßt. Sobald ein Krieg nur günstige Geschäftsaussichten zu bieten scheint, ist schon zu befürchten, daß die Weltfinanz oder die Großindustrie ihn herbeizuführen sucht. Aber ebensowenig schrecken die radikalen Arbeitermassen vor irgend einem äußern oder innern Kriege zurück, der ihnen die Verwirklichung ihrer Ideale verspricht. Die weiße Rasse, die sich in der Hauptsache durch gewaltsame Eroberung die politische und wirtschaftliche Vorherrschaft über die Erde errungen hat, ist noch nicht gesonnen, auf den Krieg als Mittel zur Behauptung und Erweiterung dieser Eroberungen zu verzichten. Offenbar sind auch die farbigen Rassen nicht gewillt, ihre Befreiung nur auf friedlichem Wege anzustreben. Und gerade die Gegensätze zwischen Farbigen und Weißen drohen sich in ungeheuern Katastrophen zu entladen. Die 150 Millionen Neger haben in den letzten Jahren auf ihren Weltkongressen mit bitterer Entschlossenheit ihren zielsichern Willen zur Unabhängigkeit ausgesprochen. Die 450 Mil-

lionen brauner Völker stehen von Westafrika bis Indien seit langem fast ohne Unterlaß in blutigem oder unblutigem Kampfe gegen die Weißen, und die Weißen haben dabei schon jetzt mehr verloren als gewonnen. Bei den 500 Millionen der gelben Rasse ist das Spiel für die Weißen politisch völlig aussichtslos, wirtschaftlich mindestens sehr gefährdet. Japan hat durch die rasche Schaffung moderner Streitkräfte zu Wasser und zu Lande seiner Kolonisierung durch die Weißen vorgebeugt. Und das viel gewaltigere China, das zudem über die reichsten Entwicklungsmöglichkeiten aller natürlichen Hilfsquellen verfügt, folgt dem japanischen Vorbilde seit 1912 mit unaufhaltsamen Schritten. Dabei ist zu bedenken, daß alle farbigen Völker sich nicht nur die technischen Errungenschaften der Weißen immer schneller aneignen, sondern daß auch ihre Zahl, die jetzt schon zwei Drittel der Menschheit ausmacht, anderthalbmal, teilweise sogar zweimal so rasch wächst wie die der Weißen.

In wie naher oder ferner Zukunft mit dem Auslodern eines neuen Weltkriegebrandes zu rechnen ist, mag dahingestellt bleiben. Sicher ist, daß der leidenschaftliche Ausdehnungsdrang der Rassen, Staaten und Stände innerhalb wie außerhalb Europas fort und fort Zündstoff sammelt. Außer Zweifel steht aber auch, daß ein Krieg, in dem Riesenheere mit den furchtbarsten Waffen und dem glühendsten Hasse aufeinanderprallen werden, über viele Millionen von Menschen namenloses Unglück bringen wird. Das bedarf wahrlich keines Beweises mehr, seit wir den letzten Weltkrieg mit seinen körperlichen und seelischen Leiden, seinen ungeheuern Blutopfern, seinen gräßlichen Verheerungen auf allen Gebieten der Religion, der Sittlichkeit, der gesamten Kultur erlebt haben. Das Gute, das, wie mit aller Not, so auch mit der ärgsten Kriegsnot verbunden sein kann, wiegt die Schäden bei weitem nicht auf. Im Völkerleben bleibt der Krieg ebensogut ein Unglück wie Pest und Hungersnot, und er ist keineswegs das geringste von diesen drei Übeln, um deren Abwendung die Christenheit von alters her zu beten pflegt. Das gilt unter den materiellen und moralischen Verhältnissen der heutigen Menschheit mehr als je, weil gerade diese unübersehbar und unbeherrschbar gewordenen Verhältnisse es furchtbar schwer, wenn nicht unmöglich machen, die Führung eines großen Krieges überhaupt noch mit den Geboten der sittlichen Weltordnung in Einklang zu bringen. Natürlich wird man, solange es in der Menschheit Rechtsbrecher gibt, nicht ohne Gewalt auskommen, aber es muß versucht werden, der Gewaltanwendung eine andere Form zu geben als die des Krieges, weil der Krieg allzu lose an die mit der Menschennatur gegebenen Forderungen des Sittengesetzes gebunden ist. Die rein biologische Auffassung, die den Krieg von der Gerechtigkeit trennen und sich mit dem Rechte des Stärkeren begnügen möchte, zerstört offenbar alles gesittete Zusammenleben der Völker. Zudem sind die Vertreter dieser Theorie nicht selten die ersten, die dem feindlichen Staate, gegen den sie zu Felde ziehen oder der ihnen mit dem Rechte des Stärkeren einen harten Frieden aufgezwungen hat, höchst entrüstet Verletzung der Gerechtigkeit und Menschlichkeit vorwerfen. Im Grunde sind sich alle Urteilsfähigen einig, daß der Krieg nur im Dienste der Gerechtigkeit stehen darf, und daß mit allen Mitteln versucht werden muß, den Forderungen der Gerechtigkeit ohne einen Krieg soweit Erfüllung zu verschaffen, wie es innerhalb einer Menschheit möglich ist, die auch noch andere ethische Werte braucht.

Wenigstens in dieser Hinsicht wird also niemand wagen dürfen, der Friedensbewegung Verdienste um den Fortschritt der Menschheit abzusprechen. Denn dieser vor einigen Jahrzehnten begonnenen und in der letzten Zeit beknäunlich stark anwachsenden Bewegung ist es zu verdanken, daß der Völkerbund sich ernsthaft mit der Verhinderung der grausamsten Kriegsmittel, z. B. mit dem Verbote der Anwendung von Giftgasen und von Seuchen erregenden Bakterien, beschäftigt hat, daß hervorragende Sachleute vieler Länder an Plänen zur Beseitigung der gefährlichsten Kriegsursachen arbeiten, und daß nach dem letzten Weltkrieg schon ungefähr zwanzig Streitfälle zwischen europäischen Staaten schiedsgerichtlich beigelegt worden sind. Die Bekämpfung des Krieges ist gewiß langwierig, aber nicht nutzlos, und sie müßte auch dann mit allem Eifer fortgesetzt werden, wenn der Idealzustand noch so fern läge wie im Kampfe gegen Krankheit und Laster. Deshalb begrüßte Pfingsten 1920 der von Katholiken und Nichtkatholiken wegen seiner Bemühungen um die Verringerung der Kriegsleiden so hochverehrte Papst Benedikt XV. in seiner Enzyklika die Gründung des Völkerbundes als einen Versuch, „so schreckliche Kriege in Zukunft zu verhindern oder wenigstens die Gefahr ihres Ausbruches soviel wie möglich zu verringern“. Angesichts des vorhin kurz angedeuteten Machtverhältnisses zwischen Farbigen und Weißen wird man übrigens nicht leugnen können, daß es für die Weißen sogar vom biologischen Standpunkt aus ein Gebot der Selbsterhaltung ist, einem großen Krieg untereinander oder gegen die Farbigen mit allen Mitteln vorzubeugen.

Nun hat uns ja der letzte Weltkrieg niederschmetternd davon überzeugt, daß im Zeitalter der allgemeinen politischen Bildung, der Demokratie und der Parlamente die entscheidende Kriegswaffe die öffentliche Meinung ist. Ohne sie oder gar gegen sie ist kein Krieg möglich. Wie rasch in einem großen Volke eine starke öffentliche Meinung für den Krieg gemacht werden kann, zeigt am besten die Geschichte der Kriegspropaganda in Nordamerika, die Friedrich Schönmann in seinem Buche „Die Massenbeeinflussung in den Vereinigten Staaten Amerikas“ (Stuttgart 1924) mit wissenschaftlicher Sachkenntnis dargestellt hat. Es läßt sich aber auch eine öffentliche Meinung gegen den Krieg machen, und das nicht nur in harten Kriegszeiten, wo Drangsale jeder Art von selber eine allgemeine Sehnsucht nach Frieden wecken. In der Pariser Revue de France erzählte am 15. März 1926 jemand, der sich Un témoin unterzeichnete, in Berlin habe schon 1912 der französische Botschafter Jules Cambon einen politischen Studienzirkel gebildet, dessen Mitglieder weder Deutsche noch Franzosen, aber Freunde Frankreichs gewesen seien. Cambon habe immer gemeint, durch genaue Kenntnis der nationalen Strömungen könne unter Umständen die Diplomatie des Geistes über die Gewalt siegen. Was über die menschenfreundlichen Absichten dieser politischen Studiengesellschaft gesagt werden könnte, deren neutrale Zusammensetzung ihr gestattete, auch während des Krieges in Berlin zu bleiben, gehört hier nicht zur Sache, wohl aber das naheliegende Ergebnis, zu dem der Verfasser gelangt, der übrigens eher eine Verfasserin ist. „Die geheimen Waffen des Geistes“, sagt diese Gelegenheitsdiplomatin (S. 319), „der Einfluß auf die Seelen der Völker, sind der Triumph der modernen Auffassung. Sie haben eine doppelte Macht, einerseits eine schädliche, den Krieg vorzubereiten, andererseits eine wohlthätige, den Frieden zu

ermöglichen.“ Schließlich kommt offenbar alles darauf an, die sicherste Gewähr zu finden, daß die Kenntnis der geistigen Strömungen wirksam dazu benutzt werde, die öffentliche Meinung für den Frieden und nicht für den Krieg zu gewinnen. Zugleich aber muß die für den Frieden wirkende Macht über die Mittel verfügen, nötigenfalls zu verhindern, daß z. B. die Presse oder irgend eine andere Art öffentlicher Propaganda erfolgreich für den Krieg arbeite. Diesen Forderungen genügt am vollkommensten die Religion.

All das Schreckliche, was man über Religionskriege gesagt hat, kann diese Behauptung nicht widerlegen. Denn zunächst sind sehr viele angebliche Religionskriege nicht aus religiösen Beweggründen geführt worden, sondern hinter dem heiligen Schilde der Religion versteckten sich gemeine Leidenschaften, die bekanntlich auf niedern Kulturstufen den Krieg sogar zu einer Gottheit mit besondern Tempeln und Priestern erhoben. Die Kriege aber, zu denen wirklich die Religion angetrieben hat, sind an Zahl sehr gering gegenüber denen, die von andern Mächten verursacht worden sind. Gewiß haben sich, wenn ein Krieg ausgebrochen war, auch die Vertreter der Religion immer wieder bereit gefunden, die Ausdauer und Begeisterung der Kämpfer durch die Mittel der Religion zu steigern. Aber auch da handelte es sich sehr oft keineswegs um Billigung des Krieges an sich, sondern um pflichtmäßige Unterstützung des ohne Zutun der Religion in diesen Krieg verwickelten Vaterlandes, wobei zugleich gerade die Religion alles aufbot, die Wunden des Krieges zu heilen und den Frieden zu beschleunigen. Was an Ausschreitungen kriegerischer Propaganda aufseiten der Religion übrig bleibt, ist wiederum viel weniger, als was andern Kreisen zur Last fällt. Und schließlich, was immer in der Vergangenheit geschehen sein mag, heute gibt es tatsächlich keine große Religion mehr, die ihren Einfluß nicht zu Gunsten des Weltfriedens aufzubieten bereit wäre. Wenn alle Weltreligionen bewußt zu diesem Zwecke zusammenarbeiten, ist ihre Macht weit stärker als die der nicht auf religiöser Grundlage ruhenden Friedensgesellschaften. Die bahnbrechende Arbeit weltlicher Friedensgesellschaften soll damit in keiner Weise herabgesetzt oder ihre Hilfe für die Zukunft als unwillkommen bezeichnet werden; aber die Religion ist naturgemäß ganz besonders geeignet und berufen, den Sinn für Gerechtigkeit und Menschenliebe so zu steigern, daß die Barbarei des Krieges allmählich verschwindet.

Mit Recht wird oft gesagt, die Menschheit brauche nur nach den Grundsätzen Christi zu leben, und sie sei vom Elende des Krieges erlöst. Aber eine so gründliche Durchdringung des öffentlichen Völkerlebens mit der Lehre Christi ist ja nicht einmal bei der schon viele Jahrhunderte lang christlichen Rasse der Weißen gelungen! Die Verminderung oder Beseitigung der Kriege darf überhaupt nicht als Folge der Verwirklichung eines religiösen Gesamtideals aufgefaßt werden. Sondern wie die Religion mithelfen kann, daß einige Schäden der menschlichen Gesellschaft, z. B. die Sklaverei oder die Vielweiberei, in gewisse Grenzen gebannt oder ganz unterdrückt werden, obgleich andere Übel weiter bestehen, so lassen sich bestimmt große Fortschritte in der Überwindung des Krieges erwarten, wenn die Religionen diesem Ziel mehr als bisher ihre besondere Aufmerksamkeit widmen.

Das Christentum ist bekanntlich gewillt, diese Arbeit in seinem Einflußgebiet eifrig zu fördern. Die Päpste Benedikt XV. und Pius XI. haben bei

verschiedenen Gelegenheiten die Friedensbewegung gutgeheißen und unterstützt. In Oxford hat das Catholic Council for International Relations unter dem Vorsitz des Kardinals Bourne den Plan einer katholischen Weltorganisation zur Verwirklichung des „Friedens Christi im Reiche Christi“ entworfen. Denselben Gedanken vertritt auf protestantischer Seite das Genfer Weltkomitee der christlichen Vereine junger Männer mit der programmatischen Mahnung: „Uns Ohr eines jeden unserer Zeitgenossen ertönt der Ruf, die Mißstände der Welt umwandeln zu helfen in den Idealzustand des herrlichen Friedensreiches Christi — nicht nur für einzelne Rassen und Nationen, sondern für die gesamte Menschheit.“ Und auf der Stockholmer Weltkonferenz für praktisches Christentum, zu der sich die verschiedensten Richtungen des Protestantismus mit Vertretern der von Rom getrennten christlichen Kirchen des Ostens zusammengefunden hatten, wurde die Kundgebung erlassen: „Wir bitten die Kirchen, ein Gefühl zu haben für die Schrecken des Krieges wie auch für seine Unzulänglichkeit zur wirklichen Lösung internationaler Streitfragen.“ Die Verurteilung des Krieges wäre nach dem Willen der Engländer und Franzosen schärfer ausgedrückt worden, wenn die Kongreßleitung nicht befürchtet hätte, daß dann die der Friedensbewegung teilweise mißtrauenden deutschen Lutheraner die Zustimmung versagt hätten. So bedeutungsvoll aber die auf allen Seiten begonnene christliche Friedensarbeit werden kann, wenn sie mit Entschiedenheit fortgesetzt wird, ohne die Hilfe der andern großen Religionen kann sie ihr Ziel nicht erreichen. Denn die Gefahr eines Weltkrieges muß auch in den Ländern der Farbigen beseitigt werden, und dazu wird das Christentum wohl noch auf Jahrhunderte hinaus unfähig sein. Was bedeuten unter 300 Millionen Indern 5 Millionen Christen? Oder wie sollen 2½ Millionen christlicher Chinesen, die zum größten Teil nicht den führenden Klassen angehören, die 400 Millionen ihrer Landsleute vom Kriege zurückhalten? Und erst recht vermag das nicht die Viertelmillion japanischer Christen in einem waffenstarrenden Reich, dessen Mutterland allein schon 60 Millionen zählt. Unter den fast 900 Millionen Bewohnern Asiens gibt es vielleicht 9 Millionen einheimischer Christen, und der Fortschritt des Christentums ist ganz ohne Vergleich langsamer als das Anwachsen der Kriegsgefahr. Glücklicherweise sind aber die in den Ländern der braunen und gelben Rasse herrschenden Religionen bereit und befähigt, mit dem Christentum zur Erhaltung des Weltfriedens zusammenzuarbeiten.

Daß der Geist der Hindureligion dem Kriege widerstrebt, hat Rabindranath Tagore in seinen Werken sehr oft ausgesprochen. Er verwahrt sich aber entschieden dagegen, daß man aus den heiligen Büchern Altindiens, die ihm durch Familienerziehung und langes Studium zu Leitsternen seines Wirkens geworden sind, einen trägen Verzicht auf die Welt ableite. Das Ziel sei vielmehr geistige Eroberung der Welt durch die Wahrheit, eine seelische Kultur, wie sie Jesus mit dem Worte gemeint habe: „Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Erdreich besitzen“ (Sādhana, London 1913, VII f., 31). Mahatma Gandhi hat zum Schrecken der Engländer bewiesen, wieviel sich in Indien durch sanfte Gewaltlosigkeit erreichen läßt. Die ungeheure Bewegung, die von ihm ausgegangen ist, wächst noch immer, und sie ruht, wie alles Leben der Hindumassen, wesentlich auf der Hindureligion. Arthur Hotitscher erzählt

in der Berliner „Neuen Rundschau“ (Mai 1926), er habe Gandhi bei einem Besuch im November 1925 gefragt, warum sich unter den Hauptpflichten, auf die er die Millionen seiner Anhänger immer wieder hinweise, die durch den Hinduglauben vorgeschriebene Verehrung der Kuh befinde. Gandhi habe geantwortet, für die Inder sei die Ehrfurcht vor dem wichtigsten Haustier das beste Symbol der Ehrfurcht vor dem Leben überhaupt. Und wie die Hindu-religion in ihrem innersten Wesen dem mörderischen Kriege widerstrebt, so hat sie auch die unentbehrliche Grundlage für ein friedliches Zusammenleben der Völker, die Liebe zu Wahrheit und Gerechtigkeit, tief in die indische Seele gesenkt. Max Müller hat 1882 an der Universität Cambridge eine berühmt gewordene Vorlesung über die Wahrheitsliebe der Hindus gehalten und durch Zeugnisse aus den verschiedensten Jahrhunderten und Völkern bewiesen, daß die Inder, wo sie nicht wehrlos harten Unterdrückern gegenüberstanden, sondern ihre Art frei entfalten konnten, immer als Menschen von ungewöhnlicher Hochachtung vor Wahrheit und Gerechtigkeit bewundert worden sind (Max Müller, *India what can it teach us?* 2. Aufl., London 1892, 34—75).

Nicht ebenso leicht wie dem Hinduismus wird man wohl dem Islam die Fähigkeit zutrauen, mit andern Religionen für die Erhaltung des Weltfriedens zusammenzuarbeiten. Man erkennt vielleicht an, daß auch der Islam Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit und Wohltätigkeit vorschreibt. Aber zugleich hat man die Meinung, Mohammed und seine Nachfolger hätten ihren Glauben mit Feuer und Schwert ausgebreitet, und man erinnert sich an Koranverse, in denen der Krieg gegen Ungläubige verherrlicht und zur Pflicht gemacht wird. Da sind manche Mißverständnisse aufzuräumen, und ich will wenigstens einiges von dem vielen anführen, was eine andere Auffassung des Islams nahelegt. In der noch reichlich dunkeln Entstehungsgeschichte des Korans hat die arabistische Forschung immerhin so viel feststellen können, daß Mohammed erst infolge des gewaltsamen Widerstandes seiner heidnischen Landsleute gegen die höhere Religion, die er ihnen verkündete, dem arabischen Brauche gemäß zu bewaffneter Gegenwehr griff. Politische Leidenschaft riß ihn dann weiter und weiter fort, und im selben Maße erkaltete seine religiöse Inbrunst. Endlich schreckte er nicht mehr davor zurück, die Religion staatlichen und privaten Zwecken sehr weltlicher Art dienstbar zu machen. Oft hat sich in der Geschichte der mohammedanischen Völker die Geschichte Mohammeds wiederholt. Mit so elementarer Selbstverständlichkeit und so märchenhaftem Erfolge für den äußern Glanz des Halbmondes hatten der Prophet und die ersten Kalifen Politik und Religion verbunden, daß sie jahrhundertlang nicht mehr für trennbar galten. Trotz zahlreicher Beispiele friedlichen Zusammenlebens von Mohammedanern mit Andersgläubigen schien der Islam eine wesentlich kriegerrische Religion zu sein. Allmählich beginnen sich aber auch die Mohammedaner selber von dieser verhängnisvollen Täuschung zu befreien. Im geistig führenden Lande des Islams, in Ägypten, hat der Scheich Ali Abderraziq, Ulema der Universität Al Azhar in Kairo, im Jahre 1925 ein kleines Buch mit dem Titel „Der Islam und die Entstehung der Macht“ geschrieben. Darin führt er aus, der Islam sei eine rein religiöse Bewegung, Mohammed habe seine Kriege immer nur aus politischen, nie aus religiösen Beweggründen geführt, und auch die Regierung Abu Bekrs und seiner Nachfolger sei eine

ganz weltliche Einrichtung gewesen. Allerdings hat die konservative Universität den kühnen Mann, der so unvorsichtig an die durch die neutürkische Politik brennend gewordene Frage des Kalifates rührte, schließlich maßregeln zu müssen geglaubt. Aber fast die ganze Presse Ägyptens, die liberale ohne Ausnahme, gab ihm recht; seine Verurteilung führte zu einer Ministerkrisis, und seine Gedanken gewinnen im Islam Afrikas und Vorderasiens immer mehr Boden. Auch bei den Mohammedanern Innerasiens ist der Widerspruch gegen die Verschmelzung von Religion und Krieg lebendig geworden. Im Februar 1926 gebrauchte in Tokio der Vorsitzende der japanischen Abteilung des Internationalen Pressverbandes bei Gelegenheit einer Tischrede im Rotary Club die Wendung, der arabische Prophet habe gesagt: „Nimm meine Religion an oder stirb!“ Sofort kam aus Indien von der mohammedanischen Hochschule in Lahore ein offener Brief an die japanische Presse, in dem diese Auffassung entschieden zurückgewiesen und dann erklärt wurde: „Der heilige Koran predigt seinen Anhängern unmißverständlich: ‚Religiöser Zwang ist ausgeschlossen‘ (2, 256). Er geht noch weiter und verlangt, daß der Moslem sein Leben opfere, um ‚Klöster, Kirchen, Synagogen und Moscheen, in denen Gottes Name geehrt wird‘, zu beschützen“ (22, 40). Nach solchen und ähnlichen Äußerungen führender Mohammedaner läßt sich nicht mehr bestreiten, daß im heutigen Islam die Voraussetzungen für eine Beteiligung an der Friedensarbeit der übrigen Religionen gegeben sind.

Erst recht gilt das vom Buddhismus. Die Ehrfurcht vor dem Leben und die allgemeine Menschenliebe betont er nicht weniger stark als die Hindureligion. Und wenn seine Macht über die vorwiegend praktisch und weltlich gestimmten Seelen der Chinesen und Japaner vielleicht nicht so groß ist wie der Einfluß des Hinduismus auf die weichen und mystischen Inder, so kann sie doch zu einer sehr schätzbaren Hilfe gegen die Gefahr eines Krieges werden, den ja von allen farbigen Völkern am ersten gerade die Japaner und Chinesen zu unternehmen in der Lage wären. Unleugbar ist die Regsamkeit des Buddhismus überall in seinem riesengroßen Verbreitungsgebiet im Steigen. Sogar in einem Lande, das dem passiven Hinayana-Buddhismus zu gehören schien, in Birma, hat sich im Jahre 1923 eine modern organisierte buddhistische Gesellschaft für innere und äußere Mission gebildet. Die von vornherein mehr aktiven Mahayana-Buddhisten Ostasiens haben im November 1925 auf ihrem ersten internationalen Kongreß in Tokio ebenfalls ein reichhaltiges Programm religiöser und ethischer Arbeit für alle Kulturgebiete und alle Länder der Welt durchberaten. Und nicht bloß Pläne wurden gemacht, sondern namentlich die japanischen Buddhisten konnten auch Berichte über wissenschaftliche und soziale Erfolge vorlegen. Sowohl bei diesem Kongreß wie überhaupt bei der ethischen Wirksamkeit der Buddhisten in den letzten Jahren ist als eines der wichtigsten Ziele die Erhaltung des Weltfriedens ausdrücklich ins Auge gefaßt worden. Dabei ist die Grundstimmung keineswegs die eines weichen Pessimismus, sondern der Friede soll in ernster Arbeit auf denselben Tugenden der Wahrheit, Gerechtigkeit und Menschenliebe aufgebaut werden wie bei den andern Religionen. Einer der besten abendländischen Kenner des japanischen Buddhismus, der deutsch-amerikanische Professor August Karl Reischauer in Tokio, glaubte behaupten zu müssen, wenn der japanische Buddhismus in seiner offen-

baren Abkehr vom Pessimismus folgerichtig weiterschreite, gebe er das eigentliche Wesen des Buddhismus preis (Studies in Japanese Buddhism, 2. Aufl., Newyork 1925, 318). Diese akademische Frage des Zusammenhanges mit der ursprünglichen Lehre Buddhas hält aber die führenden japanischen Buddhisten nicht ab, im Programm ihrer Zeitschrift The Young East zu erklären, sie seien als Anhänger der Mahayana-Schule „weder Träumer noch Pessimisten“, sondern wollten sich, ohne das Jenseits zu vergessen, mit allem Eifer der Besserung des Diesseits widmen.

Nun, möge man die vom Hinduismus, vom Islam und vom Buddhismus zu erhoffende Friedensarbeit so gering anschlagen, wie es eine sachverständige Prüfung der wirklichen Verhältnisse nur irgendwie zuläßt — man wird in keinem Falle leugnen können, daß diese drei großen Religionen, die sich bei ihrer Tätigkeit die wissenschaftlichen und technischen Hilfsmittel der Gegenwart immer mehr zu nuge machen, jetzt und noch für sehr lange Zeit eine unvergleichlich größere Macht über die seelische Haltung der farbigen Völker besitzen als das in Asien so winzige Christentum. Zusammen mit dem in Europa, Amerika und Australien einflußreichen Christentum könnten diese zur Arbeit für den Weltfrieden entschlossenen und befähigten Religionen auf der ganzen Erde in einem Maße, wie es sonst in keiner Weise möglich ist, eine gewaltige öffentliche Meinung gegen den Krieg schaffen. Man kann sich diese Zusammenarbeit sehr wohl so rege, flug und weltumfassend denken, daß keine kriegslustige Interessengruppe sie zu lähmen vermöchte. Hat nicht in der sozialen Gesetzgebung der abendländischen Völker die Rücksicht auf die Menschenwürde und sogar auf den wohlverstandenen Unternehmernutzen die Kapitalisten zu Leistungen gezwungen und zu Ansichten bekehrt, die man in den Zeiten des Manchesterturns weit von sich wies? Ähnlich muß die Friedensbewegung den Sinn für Wahrheit, Gerechtigkeit und Herzensgüte im internationalen Völkerleben so steigern, daß allmählich die Zahl der rücksichtslosen Gewaltmenschen kleiner wird, und daß die Unbefehrbaren den Krieg schließlich wenigstens aus einem der beiden Gründe unterlassen müssen, aus denen er nach Clausewitz einzustellen ist: Aussichtslosigkeit oder Kostspieligkeit. Mit andern Worten: es muß dahin kommen, daß es an Macht fehlt, die Erfüllung ungerechter Forderungen durch einen Krieg zu erzwingen, und daß die Erfüllung gerechter Forderungen auf friedlichem Wege billiger zu erreichen ist. Und läge die volle Verwirklichung dieses Ideals in noch so ferner Zukunft, ja wäre sie überhaupt nicht möglich, sicher ist, daß der Friedensgedanke in den letzten zehn Jahren an Macht gewonnen hat, daß wir also dem Ziele der Vernichtung eines der ärgsten physischen und moralischen Schäden der Menschheit schon näher gekommen sind, und daß weitere Bemühung auch weitere Früchte zum Wohle aller Völker tragen wird. Das ist wahrhaft Grund genug, mit vereinten Kräften zu versuchen, die als zweckdienlich erkannte Zusammenarbeit der Religionen lückenlos und rasch zustande zu bringen.

Sie hat ja teilweise begonnen. Denn von den religiös betonten Friedensgesellschaften sind bereits einige interkonfessionell, so der vorwiegend protestantische „Internationale Versöhnungsbund“, der sein Generalsekretariat in London hat, und die von dem Katholiken Marc Sangnier geleitete demokratische Bewegung, die ihre Tätigkeit besonders in Frankreich und den Nachbar-

ländern entfaltet. Für das Zusammenwirken von Menschen sehr verschiedener Weltanschauung, sei es als Einzelpersonen, sei es als organisierten Gruppen, bietet bekanntlich Deutschland gerade auf ethischem Gebiete zahlreiche Beispiele. Man denke nur an die Jugendfürsorge, die Bahnhofsmision, die Auswandererhilfe, die Frauenbewegung, den Kampf gegen die öffentliche Unsitte, gegen das Duell, gegen die Unmäßigkeit. In diesen und ähnlichen Fällen wird ein ethisches Ziel, das durch die Anhänger einer einzigen Weltanschauung nicht wirksam genug angestrebt werden kann, in mannigfachen Formen gemeinschaftlich angestrebt. Welche Form die beste ist, hängt teilweise von dem größeren oder geringeren Einsatz religiöser Mittel ab, die für den gewünschten Zweck in Frage kommen, und die eben wegen der Verschiedenheit der religiösen Anschauungen eine entsprechende Selbstständigkeit der zusammengeschlossenen Gruppen erfordern. Aber auch wo man den höchsten Grad der Selbstständigkeit für nötig hält, bietet der Föderalismus bekanntlich eine als brauchbar bewährte Form der Gemeinschaftsarbeit für ethische Ziele. Wenigstens in der Weise ließe sich also eine Zusammenarbeit aller Religionen für den Weltfrieden denken, daß die innerhalb der einzelnen Religionen bereits entstandenen oder noch zu bildenden und von ihren gesonderten religiösen Antrieben mitbewegten Friedensgesellschaften ein alle Religionen umfassendes Kartell schließen, um einander jede nur mögliche Hilfe zur Stärkung des gemeinsamen Friedenswillens zu leisten.

Ein wichtiges Mittel zur Anbahnung und zu immer neuer Belebung eines solchen Zusammenschlusses wären wohl regelmäßige Kongresse von geeigneten Vertretern aller großen Religionen der Welt. Gegen diesen Vorschlag kann man nicht einwenden, daß Rom mehrmals die Teilnahme an religiösen Kongressen von Nichtkatholiken abgelehnt hat. Denn zunächst handelt es sich in unserem Falle nicht um einen Kongreß, dessen Zweck eine Vereinbarung über die Religion wäre, sondern es handelt sich um die Verwirklichung eines ethischen Ideals, das auf der Grundlage verschiedener Religionen und auch ohne religiöse Begründung angestrebt werden kann. Die Sache liegt ähnlich wie bei der Antisklavereibewegung des 19. Jahrhunderts. Papst Pius IX. befahl den katholischen Missionaren in Afrika, auf jede Weise mit einer protestantischen Antisklavereikommission zusammenzuarbeiten, die im Jahre 1872 aus England nach Sansibar reiste. Kardinal Lavigerie, dessen Kampf gegen die Sklaverei Papst Leo XIII. so freigebig und nachhaltig unterstützte, eröffnete im Jahre 1890 den Pariser Antisklavereikongreß, zu dem sich Vertreter der Antisklavereigesellschaften aus ganz Europa versammelt hatten, mit einer flammenden Predigt in Saint-Sulpice vor Zuhörern der aller verschiedensten Weltanschauungen. Ubrigens brauchten auf einem Friedenskongreß der Religionen keine amtlich von den Religionsgesellschaften entsandten Vertreter zu erscheinen, sondern man könnte an dem Gedanken festhalten, der für einen in Tokio erörterten Plan eines allgemeinen Religionskongresses aufgetaucht ist. Um allerlei Schwierigkeiten zuvorzukommen, beschloß man, gegebenenfalls nicht die Religionen als Körperschaften, sondern einzelne geistig führende Angehörige aller Religionen einzuladen und sie als Privatleute zu behandeln. Wählt man diese Form für einen Weltfriedenskongreß der Religionen, so ist die für gedeihliche Verhandlungen unerläßliche Gleichstellung aller Teilnehmer

am sichersten gewahrt. Zwei einander widersprechende Religionslehren können nicht beide wahr, also auch nicht gleichwertig sein, aber die Menschen, die sich ernsthaft zu der einen bekennen, können und müssen die ernsthaften Bekenner der andern als gleichwertig behandeln, weil sie nicht das Recht haben, auf der Gegenseite einen weniger ehrlichen Wahrheitswillen anzunehmen.

Der Weg einer nicht amtlichen Vertretung der Religionen wäre wohl auch dann gangbar, wenn man die Weltfriedensfrage nicht auf besondern Kongressen, sondern auf allgemeinen Religionskongressen behandeln wollte. Allerdings pflegt Rom die Teilnahme an nicht rein katholischen Religionskongressen abzulehnen, wenn durch eine Beteiligung der Schein erweckt würde, als ob die katholische Kirche den Anspruch, die einzige wahre Religion zu sein, nicht unbedingt aufrecht hielte. Aber nicht bloß in früheren Jahrhunderten, sondern auch in neuester Zeit gibt es Beispiele, die zeigen, daß dieser Schein sich vermeiden läßt. Im Sommer 1924 waren auf dem Unionskongreß in Belgrad unter dem Vorsitz eines päpstlichen Legaten mehr als 300 Katholiken und Nichtkatholiken versammelt, die über die Vereinigung der durch das Schisma getrennten Kirchen des Westens und Ostens berieten. Dabei trugen auch die Gegner Roms ihre Beschwerden offen und entschieden vor. Ebenso wenig fehlten russische Beschwerdeführer auf den mehr privaten Unionstagungen in Brüssel im September 1925 und in Wien im Juni 1926. In Kopenhagen ließ im Winter 1904 die „Freie Kirchliche Vereinigung“ eine Reihe von Vorträgen mit dem gemeinsamen Thema „Meine Religion und meine Lebensanschauung“ durch Vertreter des Protestantismus, des Katholizismus und des Judentums halten. Den katholischen Redner bestimmte der Bischof, und er hatte nächst dem Rabbiner die zahlreichste Zuhörerschaft. Von nichtkatholischer Seite kamen auch die Anregungen zu den mehrmaligen Mechelner Besprechungen zwischen Katholiken und Anglikanern über die Wiedervereinigung der englischen Kirche mit Rom. Man hat bekanntlich den Nutzen dieser Verhandlungen bezweifelt, man hat aber nicht sagen können, Kardinal Mercier, der sie leitete, habe dadurch einen katholischen Grundsatz verletzt. Im Gegenteil hat der Kardinal bei dem Schlußvortrag der eben erwähnten Brüsseler Unionswoche kein Bedenken getragen, eine Stelle der päpstlichen Allokution vom 24. März 1924 als Billigung seines Vorgehens zu bezeichnen. Jedenfalls beweist also die Erfahrung der letzten Jahre, daß sich Formen finden lassen, unter denen Katholiken die Teilnahme an religiösen Kongressen von gemischter Zusammensetzung nicht abzulehnen brauchen. Eine Behandlung der Weltfriedensfrage unter Beteiligung der Katholiken ist also auch auf einem allgemeinen Religionskongreß nicht von vornherein ausgeschlossen.

Gut geleitete Kongresse bestätigen immer wieder, daß man durch öffentliche und private Aussprache in wenigen Tagen einander besser verstehen und richtiger schätzen lernt als durch noch so lange geschriebene oder gedruckte Erörterungen. Auf den von Angehörigen aller großen Religionen besuchten Friedenskongressen würde jeder Teilnehmer tiefen Einblick in die Hoffnungen und Leiden fremder Völker gewinnen, wenn er sähe, wie edelgesinnte und friedliebende Vertreter dieser Völker von ihrem Schicksal ergriffen sind. Man würde sich unwiderstehlich überzeugen, daß es in allen Religionen Männer und Frauen voll Geist und Kraft gibt, die nach einem die ganze Erde umspannenden Frie-

densreiche der Wahrheit, Gerechtigkeit und Menschenliebe hungern und dürsten. Alle würden reicher an Einsicht und Begeisterung vom Kongresse heimkehren und im Bereiche ihrer Religionsgemeinschaft alle guten Mächte für die Förderung des Friedensgedankens zu wecken suchen.

Während ich diese Ausführungen beende, schließt der aus ganz Asien beschickte Kongreß, der in Nagasaki auf Veranlassung der „Panasiatischen Gesellschaft“ von Tokio und des „Asiatischen Rassenbundes“ von Peking vom 1. bis zum 3. August 1926 getagt hat. Außerlich war es kein großes Ereignis. Aber trotz aller klugen Bemühungen der amtlich nicht beteiligten japanischen Regierung, jede politisch gefährliche Kränkung der weißen Großmächte zu verhindern, klang der elementare Drang nach Freiheit und Gleichheit für die Völker Asiens aus allen Verhandlungen. Einstimmig wurde das Programm eines „Panasiatischen Bundes“ angenommen, der den Zweck hat, Freiheit und Wohlfahrt allen Menschen ohne Unterschied von Rasse, Religion und Stand zu erringen und einen auf Gleichheit und Gerechtigkeit gegründeten ewigen Frieden unter den Völkern der Welt herbeizuführen. Ich hoffe gezeigt zu haben, daß man diesem Ziel nur soviel näherkommen kann, als es gelingt, in allen Ländern eine starke und dauernde öffentliche Meinung gegen den Krieg zu schaffen, daß dazu keine andere Macht so wirksame Mittel besitzt wie ein Weltfriedensverband aller großen Religionen, und daß dieser Bund am besten durch Weltfriedenskongresse der Religionen ins Leben gerufen und in lebendiger Kraft erhalten würde. Hier liegt eine Aufgabe, die den Religionen die großartigste Gelegenheit bietet, das unermessliche Leid der Menschheit zu lindern und zugleich die in ihnen allen pochende Sehnsucht nach Einheit in der Wahrheit zu stillen. Denn in der gemeinsamen Friedensarbeit wird sich das Wort erproben, daß man den Baum an seinen Früchten erkennt, und die Grundlagen des Weltfriedens — Wahrheit, Gerechtigkeit und Menschenliebe — sind zugleich die beste Vorbereitung zur Erkenntnis und Annahme der wahren Religion.

Jakob Overmans S. J.